

ein Volk von Attilas. Nationen haben einen schlechthin unzurechnungsfähigen Geist.“ (KA, M VII/1/56)

## 5. Literatur

- Bolterauer, Alice: Rahmen und Riss. Robert Musil und die Moderne. Wien: Praesens 2000.
- Corino, Karl: Robert Musil. Leben und Werk in Bildern und Texten. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1988.
- Corino, Karl: Robert Musil. Eine Biographie. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 2003.
- Corino, Karl (Hg.): Erinnerungen an Robert Musil. Texte von Augenzeugen. Wädenswil: Nimbus 2010.
- Dinklage, Karl (Hg.): Robert Musil. Leben – Werk – Wirkung. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1960.
- Fanta, Walter: Das Österreichische in den Texten von Robert Musil. In: Annette Daigger, Peter Henninger (Hg.): Robert Musils Drang nach Berlin. Bern u. a.: Lang 2008, S. 13–33.
- Haslmayr, Harald: Die Zeit ohne Eigenschaften. Geschichtsphilosophie und Modernebegriff im Werk Robert Musils. Wien u. a.: Böhlau 1997.
- Hayasaka, Nanao: Robert Musil und der *genius loci*. Die Lebensumstände des „Mannes ohne Eigenschaften“. München: Fink 2011.
- Honold, Alexander: Die Stadt und der Krieg. Raum- und Zeitkonstruktion in Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*. München: Fink 1995.
- Thöming, Jürgen C.: Verfremdete tschechische Welt im *Mann ohne Eigenschaften*. In: *Austriaca* 20 (1995), H. 41, S. 129–139.
- Wolf, Norbert Christian: Kakanien als Gesellschaftskonstruktion. Robert Musils Sozioanalyse des 20. Jahrhunderts. Wien u. a.: Böhlau 2011.

## 3. Zäsuren

*Alexander Honold*

1. Einschnitte und Paradigmenwechsel . . . . .	53
2. Der Erste Weltkrieg als Menetekel Kakanien . . . . .	55
3. Nachkriegszeit, Exilzeit und Zweiter Weltkrieg: Signaturen der Moderne und Werkkrise in Permanenz . . . . .	59
4. Forschungsstand und -perspektiven . . . . .	63
5. Literatur . . . . .	63

### 1. Einschnitte und Paradigmenwechsel

Leben und Schreiben Musils sind durch die Erfahrung eines wiederholten Wechsels dominanter Orientierungen und markant proklamierter Stilgenerationen geprägt. Modernität waltet hier im Modus einer synchronen Konkurrenz von habituellen Handlungsmustern und ihrer beschleunigten Entstehungs- und Verfallszyklen. Mit der Bemerkung: „Ulrich wechselte nur das Pferd, als er von der Kavallerie zur Technik überging; das neue Pferd hatte Stahlglieder und lief zehnmal so schnell“ (MoE, 36) verarbeitet der Roman einen in Musils Biografie bedeutsamen Übergang, denjenigen von der Militärlaufbahn zur Technik und Ingenieurwissenschaft, mithilfe einer rhetorischen Katachrese, die das metaphorisch evozierte Bild des Pferdes mit den neuen

Merkmale industrieller Materialien und Fertigungsweisen überschreibt. Der in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts erfolgte Umsturz einer traditionellen gesellschaftlichen Ordnung, in welcher die bürgerliche Wirtschaftssphäre aus Besitz und Bildung hierarchisch noch einem beherrschungsstarken staatlichen Gefüge aus Verwaltung und Militär eingefügt war, wird in Musils Roman als (halb-)intentionaler biografischer Stationenweg eines jungen Mannes erzählt, der ‚mit der Zeit‘ geht. Dies heißt, dass die unter gesellschaftlichem Wandel sich abzeichnenden objektiven Wertverschiebungen erzählbar werden als subjektiv vollzogene Anpassungsleistungen eines Mannes, der für seine Talente eine den jeweiligen Zeitumständen angemessene Verwendung sucht (vgl. MoE, 47) und dabei hohe Flexibilität an den Tag zu legen bereit ist.

Die zweite große Laufbahnveränderung hatte biografisch in Musils Wechsel von der Welt der Maschinen zu den Phänomenen der empirischen Psychologie und Wissenschaftsphilosophie bestanden, jenen Disziplinen, von welchen die Berliner Studienjahre und die an die Dissertation anschließenden akademischen Karrierepläne bestimmt waren. Für den unter Nachkriegsbedingungen ausgestalteten Romanhelden wird dieser erneute Paradigmenwechsel zwar ebenfalls weg von der Technik, sodann aber weit hinaus ins Gebiet der mathematischen Abstraktionen und des Kalküls mit Statistiken und Wahrscheinlichkeiten führen. Dass Ulrich bei seinem mehrmaligen ‚Umsatteln‘ das „Pferd“ nicht los wird – und damit die physische Konditionierung auf eine männlich codierte, militärisch sozialisierte Gewaltausübung –, setzt nicht nur der für diesen Helden erträumten Lizenz zur permanenten Selbsterfindung gewisse gender-habituelle Grenzen. Dieser Umstand überschattet vor allem die in prozessualer Veränderungsdynamik sich flexibilisierende Bildungswelt des Romans mit einem ungebetenem, beharrlichen Begleiter, nämlich der vom *homme disponible* ebenso wie von der sprichwörtlichen kakanischen Gelassenheit allzu lange vernachlässigten Beharrungskraft des Bellizismus.

Noch in der Vorkriegswelt wuchs in dem Schriftsteller Robert Musil, dessen erste Arbeiten bereits vor der Jahrhundertwende die Pose eines „monsieur le vivisecteur“ (Tb I, 2) eingenommen hatten, die Überzeugung, dass den Narrativen des wissenschaftlichen, technischen und gesellschaftlichen Fortschritts nicht recht zu trauen sei. Seine besonderen Fähigkeiten zur Introspektion entfaltet der junge Autor bei der feinsinnigen Zergliederung subjektiver Wahrnehmungsabläufe und Empfindungen, in deren literarischer Darstellung sich sein Interesse für empirische Psychologie (Ernst Mach, Carl Stumpf) mit dem von der *Décadence* inspirierten, decouvrierenden Blick hinter die Fassadenhaftigkeit gesellschaftlicher Konventionen verbindet.

Die modernen Wissensbereiche des Maschinenbaus und der Psychologie konvergieren trotz ihres kulturellen Gegensatzes in gewisser Weise darin, dass sie der optimistisch selbstgefälligen Einschätzung eines anthropozentrischen Weltbildes schmerzlich strenge Grenzen setzen. Aus der Sicht der technisch-industriellen Vernunft ist der Mensch ein ‚Prothesengott‘, so die Diagnose Freuds; dieser Entzauberung durch die mechanische Übermacht der Dinge steht zur Seite jene berühmte, ebenfalls von Freud auf den Begriff gebrachte Kränkung des ‚Herrn im Hause‘ durch psychoanalytische Einsichten in die natürliche und gesellschaftliche Determiniertheit des individuellen Handelns und Fühlens. Musil stand der Psychologie Freud’scher Provenienz zwar skeptisch gegenüber, teilte aber dessen Einsichten in die Eigendynamik des Trieblebens. (→ IV.7 *Psychoanalyse*) Hinzu kommt in seinem Falle ein (literarisch motivier-

tes) Interesse für psychiatrische Grenzphänomene, das in sachkundig beschriebenen Fallgeschichten u. a. von Schizophrenie, Hysterie und sexualpathologischen Leiden Ausdruck findet. (→ IV.5 *Psychiatrie*)

Allerdings sieht Musil die aus dem Hiatt zwischen Ich und Welt hervorbrechenden seelischen Konflikte nicht in erster Linie durch kleinbürgerliche Familien-Aufstellungen bedingt. Seine emphatischen Nietzsche-Lektüren (auch sie ein generationstypischer Impuls) lehrten ihn, die nicht domestizierbaren Kräfte des Begehrens als Teil einer umfassenderen kulturellen Problematik aufzufassen, in der sich die gleichsam ‚dionysischen‘ Gestehungskosten des Zivilisationsprozesses immer wieder Bahn zu brechen vermögen. Durch die Anregungen einer geistigen Triade, deren Eckpunkte aus Nietzsche, ästhetischer *Décadence* und Psychologie bestanden, war Musil ästhetisch wie intellektuell gerüstet, die in der Kriegsbegeisterung des August 1914 hervortretenden atavistischen Energien (avant Freud) als Ausdruck eines allgemeinen ‚Unbehagens in der Kultur‘ zu verstehen. Der Einschnitt des Weltkriegs kann in seiner Bedeutung sowohl für Musils eigene Werk-Biografie wie auch für seinen Blick auf die kulturelle Zeitgeschichte nicht hoch genug veranschlagt werden. Von der Doppelzäsur der Jahre 1914 und 1918 her (1914 als Ausbruch kollektiver Gewalt, 1918 als Zusammenbruch des habsburgischen Vielvölkerstaates) ist sein gesamtes folgendes Schaffen als unablässige Revision des eigenen literarischen Erkenntnisvermögens und darüber hinaus auch der geistigen Grundlagen des abendländischen Zivilisationsmodells angelegt.

## 2. Der Erste Weltkrieg als Menetekel Kakaniens

Wie die Geschichtswissenschaft heute bei den Fragen nach Entstehung und Ursachen des Ersten Weltkriegs sowohl kurze wie lange Wege in den Krieg annimmt (vgl. Münkler 2013, S. 25), also das Zusammentreten aktualhistorisch kontingenter und tiefenstruktureller Faktoren betont, so lassen sich auch im Verhältnis Musils zu den Ereignissen von 1914 bis 1918 die unmittelbaren Herausforderungen durch den Ausnahmezustand des Kriegs von solchen Entwicklungslinien unterscheiden, durch die das Kriegsgeschehen in umgreifende epochale Zusammenhänge eingeordnet werden konnte. Als eine ‚Zäsur‘ im Wortsinne, wie insbesondere das Fanal von 1914 schon von zeitgenössischen Beobachtern und erst recht aus der Retrospektive immer wieder bezeichnet wurde, als ein solcher ‚Einschnitt‘ in die Zivilexistenz konnte der Kriegsbeginn im August 1914 zunächst vor allem im Hinblick auf den radikalen Bruch verstanden werden, mit welchem er die mehr als vier Jahrzehnte währende Friedenszeit in Mitteleuropa beendet hatte. *Ex post* wiederum musste man jenes Moment der Diskontinuität hingegen viel stärker auf die Bilanz des Jahres 1918 beziehen, da unter den Ergebnissen und Folgen des Kriegs für die Bewohner des ehemaligen Habsburger Kaiserreichs der Zusammenbruch und die Auflösung des jahrhundertealten Staatsgebildes die wichtigste und einschneidendste Konsequenz des Weltkriegs darstellte.

Robert Musil teilte 1914 mit vielen anderen Schriftstellern, Künstlern und Gelehrten die Ausgangslage, vom Eintritt des Kriegsfalls sowohl existentiell überrascht wie auch in seiner tiefergehenden skeptischen Kulturauffassung im Grunde bestätigt worden zu sein. In der Summenformel „Alle Linien münden in den Krieg“ (MoE, 1851) wird der Epochenroman *Der Mann ohne Eigenschaften* (MoE) die Makrozäsur von 1914 bis 1918 als *den* zentralen Konvergenzpunkt einer komplexen, vielsträngigen

Vorkriegsgesellschaft beschreiben und damit ein finalistisches Erzählmodell anstreben, für das die divergenten Kräfte und Strebungen nur mehr durch den Kriegsausbruch auf einen gemeinsamen, die Handlung fokussierenden Begriff gebracht werden konnten. „Daß Krieg wurde, werden mußte, ist die Summe all der widerstrebenden Strömungen und Einflüsse und Bewegungen, die ich zeige“, erläutert Musil im Jahre 1926 die Konstruktion des in Arbeit befindlichen Romans (*Was arbeiten Sie?*, GW II, 941). Betontermaßen soll demnach gerade nicht eine einsinnige Kausalverkettung des geschichtlichen Verlaufs durch den Erzählvorgang statuiert werden, und schon gar nicht ein tragisch unausweichlicher Weg in die Katastrophe. Musil hat sich gegenüber der historiografischen Ursachenforschung in den 1920er und 1930er Jahren höchst skeptisch geäußert und trachtete, seinen umfassend angelegten Zeitroman von simplifizierenden und schematischen Erklärungen freizuhalten:

Die Suche nach der Ursache gehört dem Hausgebrauch an, wo die Verliebtheit der Köchin die Ursache davon ist, daß die Suppe versalzen wurde. Auf den Weltkrieg angewendet, hat dieses Forschen nach einer Ursache und einem Verursacher das höchst positive negative Resultat gehabt, daß die Ursache überall und bei jedem war. (MoE, 1438)

Trotz dieser fundamentalen Kritik an geschichtlichen Kausal-Narrativen wird es Musil in der Retrospektive der 1920er Jahre als eine drängende Aufgabe betrachten, ein adäquat komplexes Verständnis für die Vorgeschichte und Verlaufsform jener gesellschaftlichen Entwicklungen zu gewinnen, welche diese tiefgreifende Erschütterung der zivilisatorischen Ordnung möglich gemacht hatten. Es ist der Einschnitt des Kriegs, der ihm die Anlage, Anordnung und Erzählweise des *MoE* vorgibt und der auch die anderen literarischen Nachkriegsprojekte bis hin zum *Nachlaß zu Lebzeiten* semantisch durchdringt.

Zu den langen Wegen in den Krieg zählt für den Schriftsteller sicherlich vor allem die eigene militärpädagogische Sozialisation; zunächst durch die Internatsaufenthalte in Eisenstadt und in Mährisch-Weißkirchen, wo der ‚Zögling Musil‘ während der 1890er Jahre mit sadistischen Klassenkameraden und sexuell motivierter Gewalttätigkeit konfrontiert worden war, später dann durch den Eintritt in die Wiener Technische Ritterakademie im Herbst 1897 und durch das Einjährig-Freiwilligendienstjahr von 1901/02 beim k. u. k. Infanterie-Regiment Freiherr von Hess Nr. 49, währenddessen Musil den Dienstgrad eines Feldwebels erlangte. Die zahlreichen Anekdoten, die Ulrich und General Stumm von Bordwehr im *MoE* über das Militärwesen austauschen, zehren ebenso vom Erfahrungsschatz des Militärjahrs wie die Figurenzeichnung des Generals selbst, für den mehrere reale Vorbilder namhaft gemacht worden sind. (→ V.8 *Militär*) Eine Grundsympathie mit der kaiserlichen und königlichen österreichisch-ungarischen Armee, die zu den wenigen das Doppelreich übergreifenden imperialen Einrichtungen des Staatsgebildes gehörte, ist im warmherzigen Ton dieser Soldatengespräche unverkennbar. Musil schätzte die kulturell integrierende Rolle des Militärs aufgrund seiner konkreten Erfahrungen indes schon zu Friedenszeiten weit weniger positiv ein, als dies etwa ein Hugo von Hofmannsthal noch in den propagandistischen Schriften während der Kriegsjahre tat.

Die Spannungen innerhalb der Vielvölkermonarchie hatten auch nach dem Verfassungsausgleich von 1867 nicht nachgelassen; sie schufen soziale, ethnische und sprachliche Konfliktfelder, die wiederum zu unübersehbaren Verwerfungen und Auflösungserscheinungen führten, schon Jahrzehnte vor dem manifesten Zerfall. Auch

wenn Musil erst im Nachhinein dem „an einem Sprachfehler“ zugrunde gegangenen Kakanien (vgl. MoE, Kap. I/98) die Diagnose stellt, schon vor dem Kriegsbeginn eigentlich kein lebensfähiges Staatsgebilde mehr gewesen zu sein, geben die dabei angeführten intrinsischen Konfliktfelder die tatsächliche Situation des Vorkriegs einigermaßen zutreffend wieder. Musils Namensgebung aus dem Buchstabenspiel der alten Doppelmonarchie lenkt die Aufmerksamkeit auf den Umstand, dass die bekannten Initialen kaiserlich und königlich zur Bezeichnung staatlicher Einrichtungen je nach Geltungsbereich seinerzeit teils mit einem ‚und‘, dann wieder ohne ein solches miteinander verbunden waren. ‚Kaiserlich-königlich‘ war in Kakanien schon die österreichische Reichshälfte für sich, ‚kaiserlich und königlich‘ hingegen erst das auch Ungarn einschließende Gesamtgebilde. Doch reicht der Identitätskonflikt des Landes noch viel weiter zurück, bis in die Anfangsgründe seiner engen Verflechtung mit dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, dessen Oberhaupt seit der Zeit Maximilians I. qua Gewohnheitsrecht vom jeweiligen Regenten des Hauses Habsburg gestellt wurde. (→ V.3 *Kakanien*)

So war der Österreich-Begriff als ein metonymischer Platzhalter für ein weitaus größeres Gebilde geschichtlich instabil, ebenso variabel wie die ihm jeweils Kontur gebenden staatlichen Formen und Grenzen. Von den fünf Nationalitäten, deren Siedlungsgebiet vollständig oder überwiegend innerhalb der Reichsgrenzen lag – Ungarn, Tschechen, Slowaken, Slowenen und Kroaten –, hatte allein Ungarn mit dem Verfassungsausgleich von 1867 politische Souveränität erlangt: „[D]ie Ungarn waren zuerst und zuletzt nur Ungarn“ (MoE, 450). Die österreichische Hälfte blieb dagegen ethnisch, kulturell und politisch heterogen. Sie konnte nun nicht einmal mehr als *pars pro toto* gelten, sondern war nur mehr *pars pro parte*, nämlich für die gemeinsam mit dem Königreich Böhmen gebildete Reichshälfte. Im Osten und Südosten Europas vollzog sich in den Jahrzehnten vor und nach der Jahrhundertwende der langsame Niedergang dreier geschwächter Großreiche (neben Habsburg das Osmanische und das Russische Reich), forciert vom Aufkommen nationalistisch agierender ‚Schwellenländer‘ mit Großmachtplänen wie Serbien, Bulgarien und Rumänien. Viele Tschechen, Ruthenen, Galizier pochten vehement auf ihre Loslösung von Wien. Angespannt war auch die Lage im kulturellen Grenzgebiet zu Italien, das seit der nationalen Einigung des *Risorgimento* schrittweise auf die Rückgabe oder Übernahme habsburgisch besetzter Gebiete (1848 die Lombardei; 1866 Venetien und Friaul; nach 1918 Julisch Venetien, Trentino und Südtirol) drängte (letztenannte Gebietsforderungen gaben 1915 den Ausschlag für die Kriegsteilnahme auf Seiten der Entente). Mindestens ebenso viel Sprengstoff barg das Engagement Habsburgs in Südosteuropa, wo Österreich nach dem Berliner Kongress von 1894 Bosnien-Herzegowina militärisch besetzt und 1908 einer förmlichen Annexion unterworfen hatte.

Von diesen langfristigen strukturellen Krisentendenzen erwiesen sich diejenigen auf dem Balkan 1914 als die akutesten, doch gehört zum Gesamtbild der verwickelten Kriegsursachen eben auch das Zusammenwirken weiterer Faktoren; so kommt der Roman in Kapitel I/83 ausführlich auf die verwickelte Dramaturgie des internationalen Bündnissystems im letzten Vorkriegsjahr zu sprechen (vgl. MoE, 359f.). Die Ausgangslage zu Beginn des Weltkriegs war demnach in Österreich durch eine Reihe von spezifischen Konstellationen von derjenigen des Deutschen Reiches deutlich unterschieden. Einen geschärften Blick für diese Unterschiede besaß Musil, weil er, bedingt durch seinen Übergang von der Militärlaufbahn zur Zivilkarriere, von der in-

genieurstechnischen Praxis hin zur theoretischen Wissenschaft und sodann zur Literatur, in den beiden Jahrzehnten vor und nach der Jahrhundertwende seinen Wohnsitz mehrfach zwischen Berlin und Wien wechselte, wobei der Schwerpunkt seiner kulturellen und wissenschaftlichen Interessen auf der preußischen Metropole lag.

Der Vergleich zwischen Preußen und Österreich (und auf nichts anderes zielt die Gestaltungsidee der ‚Parallelaktion‘) ist für Musils Verständnis der Makrozäsur von 1914–1918 in doppelter Weise instruktiv. Er zeigt *erstens* eine innere Ungleichartigkeit in der Kriegsaufstellung der Mittelmächte, insofern Österreich-Ungarn zwar 1914 den konkreteren Anlass und die klareren Anliegen für ein militärisches Losschlagen hatte, jedoch erst mit dem Deutschen Reich derjenige Akteur hinzutrat, dessen geostrategische Lage einen Zweifrontenkrieg vorstellbar und binnen kurzem unvermeidlich machte. Ohne diese fatale Disproportionalität der Mittelmächte untereinander, was Ausgangslage und strategische Potenziale anging, wäre der Krieg nicht führbar bzw. die verhängnisvolle Fehleinschätzung seiner erfolgreichen Führbarkeit nicht möglich gewesen. Wenn dann, *zweitens*, am Ende der knapp viereinhalb Kriegsjahre, auch die politische Verlustbilanz innerhalb des Bündnisses der Mittelmächte so markant unterschiedlich ausfiel, wie es von den Zeitgenossen empfunden wurde, dann musste für Österreich die niederschmetternde Bilanz eines Missverhältnisses von Ausgangslage und Resultat gezogen werden.

Robert Musil hatte die Tage der Mobilmachung und des Kriegsbeginns Anfang August 1914 in Berlin verbracht. Im Arbeitsheft hält er die bewegte „Stimmung“ auf den Straßen fest, „wie es von allen Seiten herbrach“: „Neben aller Verklärung das häßliche Singen in den Cafés. Die Aufgeregtheit, die zu jeder Zeitung ihr Gefecht haben will.“ (Tb I, 298) Seinen späteren Romanhelden Ulrich plante Musil völlig überraschend mit den tumultuarischen Umtrieben der Mobilmachung zu konfrontieren. Der ‚Mann ohne Eigenschaften‘ sollte erst bei der Rückkehr von einer längeren Reise und nur durch ein zufälliges Zusammentreffen mit einem Bekannten von der dramatisch veränderten Lage Notiz nehmen: „Ganz zum Schluß – Lesen Sie denn keine Zeitungen?! U. hat 3 oder mehr Wochen lang keine gelesen – erfährt er, daß Krieg droht.“ (MoE, 1390) Diese narrativ hergestellte Überraschung eines unvorbereiteten Geistesmenschen durch die Zeitereignisse kann durchaus als Verarbeitung der eigenen Zäsur-Erfahrung des Autors verstanden werden. (→ V.9 *Krieg*)

Nachdem er erst wenige Monate zuvor in die Redaktion von S. Fischers *Neuer Rundschau* eingetreten war und von diesem Verleger nun auch seine bislang erschienenen Bücher übernommen wurden, bereitete der Krieg Musils endlich gefestigter literarischer Existenz ein jähes Ende. Musil wird zurückbeordert, auf wechselnden Schauplätzen für die Grenzsicherung in Südtirol herangezogen. Der im Septemberheft der *Neuen Rundschau* erschienene Essay *Europäertum, Krieg, Deutschtum* begrüßte die alle Zivil-Bedenken überwindende Opferbereitschaft, im Chor mit vielen anderen Dichterkollegen wie Döblin, Hauptmann, Hofmannsthal und Thomas Mann. Im Unterschied zu manchen anderen Verbal-Bellizisten war Musil bereit, seiner ideologischen Befürwortung des Kriegs den Tatbeweis mittels des eigenen Fronteinsatzes folgen zu lassen. Nach dem Kriegseintritt Italiens steht Musil u. a. im Trentino und an der Isonzofront, ehe eine schwere Erkrankung im Frühjahr 1916 zu längeren Spitalsaufenthalten (Bruneck, Innsbruck, Prag) führt und Musils Versetzung zur Pressearbeit nach sich zieht.

Neben den journalistischen Arbeiten für die k. u. k. Kriegspresse (von welchen die wenigsten namentlich gekennzeichnet waren) entstanden in den Kriegsjahren Arbeitsheft-Notate und Entwürfe zu Erzählungen; auch die Arbeit an dem *Schwärmer*-Drama treibt Musil voran. In der literarischen Verarbeitung des Weltkriegs lassen sich zwei Hauptlinien unterscheiden. Zunächst die Arbeiten, in welchen eigene Kriegserfahrungen als Erlebnismaterial und als phänomenologische Mitschrift des Frontlebens Eingang finden (v. a. *Grigia*, ‚Fliegerpfeil-Episode‘). Auf einer zweiten, abstrakteren Ebene angesiedelt sind sodann jene Werke, in welchen der Kriegseinschnitt eine Zeitbilanz des europäischen Kulturbruchs und der krisenhaften Position des Intellektuellen indiziert (*Die Schwärmer*, *MoE*).

### 3. Nachkriegszeit, Exilzeit und Zweiter Weltkrieg: Signaturen der Moderne und Werkkrise in Permanenz

Mit den literarischen Arbeiten der 1920er Jahre wuchs nicht nur der Abstand zum Augusterlebnis von 1914, sondern erst recht jener zur Stilgeneration des Jungen Wien und der Fin-de-Siècle-Atmosphäre, welche die künstlerische Sozialisation Musils zunächst bestimmt hatte. Retrospektiv betrachtete Musil die Ausgangslage seiner „Generation seit 1880“ (Tb I, 569) als „Mannigfaltigkeit sehr verschiedener Komponenten, darunter durchaus widerspruchsvoller“ (*Der deutsche Mensch als Symptom*, 1923, GW II, 1353). Seine Beobachtungen zu dem vom Kriegsausbruch beschleunigten Zerfall dieses Zusammenhangs bilden einen einsichtsreichen Beitrag zur Generationssoziologie der zweiten Phase der Moderne (vgl. Honold 1996). „Was damals als Richtung erschien, hat sich aufgelöst; ein Strang hat sich aufgedröselt. Es zeigt sich, daß auch damals schon alles vorhanden war, es ist dann nacheinander in Erscheinung getreten und heute ist es gleichzeitig nebeneinander da.“ (GW II, 1355)

Der Blick zurück, „auf den Weg von der Hoffnung zur Hoffnungslosigkeit, der zwischen 1890 und 1923 liegt“ (ebd.), spiegelt die Desillusionierung der Protagonisten des Jungen Wien und zugleich die allmähliche Dissoziierung ihrer anfangs noch widersprüchlich verbundenen Tendenzen. Im Arbeitsheft 21, frühe Materialgrundlage für die Planungen des Romans *MoE* (den Musil Anfang der 1920er Jahre noch unter dem Titel „Spion“ konzipierte), wird die Situation des Helden phänotypisch beschrieben: „In gewissem Grade ist das Problem des Spions das der Generation seit 1880. Mit welchem Elan setzte der Naturalismus ein und welche positive Aktivität steckte auch in der Decadencestimmung fin de siècle.“ (Tb I, 569) Dieser Zeitraum der Jahrhundertwende ist für den 1880 geborenen Musil durch zwei Einschnitte begrenzt, durch den Bruch mit der „Generation der Väter“ einerseits und die spätere Auflösung des mit der Aufbruchsstimmung verbundenen Gemeinschaftsgefühls andererseits: „Der geschlossene Zug löste sich dann auf und mit einem mal stand jeder allein den nicht gelösten Problemen gegenüber. Das war dann die geistige Situation vor dem Krieg; sie war ohne innere Direktion.“ (Tb I, 569)

Beide Abgrenzungen werden in diesem Schema so konfiguriert, dass ihnen zugleich konkrete gesellschaftliche Kräfteverhältnisse entsprechen sollen, dass also die familiale Ebene der jugendlichen Rebellion (vgl. „Jede Generation Opposition gegen die Väter“, Tb II, 1147) zugleich die Abkehr vom Wirtschaftsliberalismus der Gründerjahre verkörpert, wie dann später das Auseinanderbrechen der Generation als Symptom einer ideologisch erhitzten Vorkriegssituation gedeutet wird. Im entstehenden

Roman sollten nun sowohl die einander ablösenden Paradigmen der eigenen Herkunftsgeschichte wie auch die spezifisch kakanischen Entwicklungslinien zum Kriege Darstellung finden – und zwar anhand einer Figurenkonstellation, in der dem multiplen Ich des eigenschaftslosen Helden auf der persönlichen Ebene einerseits die Lebenslügen seiner Jugendfreunde (Clarisse und Walter) und andererseits der Wahn des Frauenmörders Moosbrugger kontrastieren, während die realpolitischen Optionen durch den Grundgegensatz zwischen kakanischem ‚Geschehenlassen‘ und preußischer Industrieexpansion verkörpert sind. Mithilfe der allegorisch-politisch lesbaren Konfiguration des Romans (Leinsdorf, Tuzzi, von Bordwehr vs. Arnheim und Hans Sepp) versucht Musil in der zweiten Hälfte die Aktualität seines Vorkriegsgegenstandes dadurch sicherzustellen, dass er den Preußen-Österreich-Vergleich über das anvisierte Ziel der ‚Parallelaktion‘ 1918 hinaus in die politische Nachkriegswelt verlängert.

Das Deutsche Reich krankte an den Problemen kaum erfüllbarer Reparationsleistungen und eines von innen partiell bekämpften Republikanismus, während sich an den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und der Fortexistenz der Herrschaftselite augenscheinlich viel weniger geändert hatte als beim Bündnispartner Österreich, dessen geschichtliche Grundlagen und territoriale Konturen nach dem Krieg weitgehend zerrüttet waren. Ein ‚Anschluss‘ an Deutschland (für den Musil zeitweilig aus praktischen Erwägungen eintrat; vgl. *Der Anschluß an Deutschland*, März 1919, GW II, 1033–1042) erwies sich zu Beginn der 1920er Jahre als ebenso wenig realisierbar wie eine Wiederherstellung der ehemaligen südosteuropäischen Hegemonialposition. Doch auch hierzu alternative Konzepte für ein unabhängiges Selbstverständnis der Alpenrepublik waren nicht in Sicht. In Reaktion auf den ungewohnten Zwischenzustand nahmen die politischen Bewertungen und Programme an Radikalität zu; das Spektrum reichte von präfaschistischen bis zu austromarxistischen Positionen.

Unter dem Einfluss des aktivistischen Expressionisten Robert Müller neigte Musil in den frühen 1920er Jahren für kurze Zeit der programmatischen Idee einer Geistespolitik zu, die sich in dem Geheimbund „Katakombe“ formierte. Zwar blieb dieser Bund politisch wirkungslos, literarisch hingegen wurde er in Musils Entwürfen zum Ausgangspunkt einer neuen Orientierungssuche in „der diffusen, unübersehbaren Situation von heute“ (Tb I, 579). „*Technik Katak[ombe]*: Die allgemeinsten Typen sich vergegenwärtigen und ins Spiel setzen. z.B. die paar Ideen, die die Zeit bewegen. (Nationalismus, phil. Idealismus, Frauenrecht, Sozialismus usw[.]) Kurz sich ein ideologisches Bild der Zeit in den größten Zügen machen.“ (Tb I, 409) Konspirative Bezeichnungen wie „Katakombe“, „Panama“ oder „Spion“ werden zu Chiffren des groß angelegten Romanprojekts, mit dem eine Analyse der durch den Krieg beschleunigt herbeigeführten gesellschaftlichen und kulturellen Verwerfungen geleistet werden sollte. An die (karikierend überspitzte) Figur jenes Rittmeisters, der im Zuge der ‚Parallelaktion‘ fälschlich und unbeholfen in den Kreis der österreichischen Ideenträger geriet, delegiert Musil die von seinem Erzählprojekt selbst ebenfalls angestrebten Ordnungsvorstellungen. Das Arbeitsheft 8 enthält Zeichnungen mit den geistigen Haupttendenzen der Zeit, wie Humanismus und Naturwissenschaft oder Christentum versus Materialismus; als weitere Gegensatzpaare werden u. a. Kapitalismus und Sozialismus, Individualismus und Kollektivismus aufgeführt, wobei zwischen den einzelnen geistigen Lagern jeweils gezackte Trennungsstriche und Verbindungslinien hin und wider laufen (vgl. Tb II, 1088–1092). In der Endfassung der Romanhandlung nimmt sich General Stumm von Bordwehr mit einem ebensolchen, als synoptische



Zeichnung angelegten „Grundbuchsblatt der modernen Kultur“ (MoE, 372) der undankbaren Aufgabe an, „Ordnung in den Zivilverstand zu bringen“ (MoE, 370). Doch wie bereits die Rittmeister-Figur der frühen Entwürfe feststellen musste, sind die skizzierten Richtungen und Gegensätze keineswegs stabil, sondern weisen unerwartete Querverbindungen und Ähnlichkeiten untereinander auf, so dass selbst ein logistischer Meta-Standpunkt wie derjenige des Militärs nur mehr die Verwirrung des kartografischen Ideen-Gewimmels reproduzieren kann.

Musils autobiografisch grundierte Beobachtungen der Generationsstile und ihrer Zerfallsprozesse sind mit diesen Einsichten in die Ambiguität ideeller Wertbildungen auf eine allgemeinere Ebene der Ideologiekritik und des Skeptizismus gehoben, die mit einer vollständigen politischen Desillusionierung dieses Autors einhergeht. Für resignative Impulse sorgte nicht nur das Erstarken antidemokratischer Kräfte sowohl in der Weimarer Republik als auch in Österreich und die zunehmende Gewalttätigkeit der Auseinandersetzungen auf der Straße. Zu Musils gehemmter Weiterarbeit trugen auch handfeste wirtschaftliche Schwierigkeiten bei, welche ihm und seiner Frau dann in den 1930er Jahren eine oft ziemlich prekäre Existenzweise aufzwangen. Im Juni 1931 informierte Rowohlt seine Autoren über die im Verlag eingetretene Zahlungsunfähigkeit – ausgerechnet im Jahr nach Erscheinen des mehrfach verschobenen ersten Bandes des *MoE*. Schon das letzte Jahr der Arbeit an diesem Band hatte der Autor nur durch Abschlagszahlungen auf den ihm zuerkannten Hauptmann-Preis überstehen können; Musil hatte S. Fischer Anfang 1930 mitgeteilt, er und seine Frau Martha hätten „nur noch für wenige Wochen zu leben“ (zit. nach Corino 2003, S. 1912). Weil auch die literarische Anerkennung nicht im erhofften Maße sich einstellte, verbrachte Musil seinen 50. Geburtstag am 6. November 1930 in gedämpfter, niedergedrückter Stimmung; auch für ihn kam der Ende November ausgelieferte erste Band des *MoE* in gewisser Weise schon zu spät. Unter der alarmierenden Überschrift „Ich kann nicht weiter“ entwirft Musil 1932 einen (dann doch nicht abgesandten) Hilferuf, der am bedrohlichen Charakter der entstandenen Notlage keinen Zweifel lässt: „Es ist kältester Ernst[.] Wer mich persönlich kennt, wird wohl wissen, daß mir diese Sprache schwer fällt.“ (GW II, 958) Ein weiterer Rückschlag trat ein, als sich eine 1932 eigens gegründete Musil-Gesellschaft von Unterstützern mit Einsetzen des NS-Staates 1933 bereits wieder auflöste, da viele Mitglieder als Juden nun vom neuen Regime verfolgt wurden. Von der Einsetzung der Hitler-Diktatur am 30. Januar überlagert, konnte der im Dezember 1932 ausgelieferte zweite Band des *MoE* noch weniger Wirkung erzielen als der Vorgängerband.

In dem fragmentarisch gebliebenen Essay *Bedenken eines Langsamen* (1933) versuchte sich Musil mit der neuen politischen Situation in Deutschland, die auch seine Publikationsmöglichkeiten massiv verschlechterte, auseinanderzusetzen; die für S. Fischers *Neue Rundschau* geplante Veröffentlichung unterblieb jedoch. Die Bücherverbrennung im Mai 1933 und der NS-gesteuerte Putsch gegen den autoritären österreichischen Bundeskanzler Engelbert Dollfuß im Juli 1934 galten Musil als Symptome einer weiteren repressiven Verengung seiner literarischen Betätigungsmöglichkeiten. Er hatte seine Mitarbeit für Klaus Manns Exilzeitschrift *Die Sammlung* zugesagt, musste seinen Namen aber auf Druck Rowohlts im Herbst 1933 wieder zurückziehen. Für die Romanarbeit begann Musil, sich stärker mit der Rassen-Ideologie des Nationalsozialismus zu beschäftigen und im Figurenspektrum des *MoE* die Rolle des Hans Sepp im Sinne der nazistischen Ideologie zu pointieren. Auf dem Pariser „Schriftstel-

lerkongreß für die Verteidigung der Kultur“ hielt er eine geschichtspessimistische Rede, die der intendierten antifaschistischen Frontbildung nicht gerade Vorschub leistete. (→ III.2.2 *Reden*) Wie schon Ende 1933, hegte Musil aufgrund der anhaltenden wirtschaftlichen Notlage und des politischen Drucks auch in den Folgejahren immer wieder Selbstmordpläne und beantragt im Oktober 1936 den Waffenpass für eine Handfeuerwaffe. Ebenfalls 1936 formuliert er für die Publikation seiner Prosasammlung mit dem Titel *Nachlaß zu Lebzeiten* den paradoxen Modus Vivendi seiner unmöglich gewordenen Schriftsteller-Existenz. Sein Vermächtnis werde „durch das Fehlen von etwas hervorgerufen, dessen Vorhandensein in allen andern Fällen gerade die Voraussetzung von V[ermächtnisse]n. bildet“ (GW II, 951).

Mit dem im Entstehen begriffenen Fortsetzungsband des *MoE* wechselte Musil 1937 zu dem in Wien ansässigen Bermann-Fischer Verlag, der aufgrund einer Spende Rowohlt auch die Rechte an Musils früherem Werk abkaufen konnte. Wieder geriet die anstehende Publikation unter denkbar ungünstige Vorzeichen. Während Musil im Februar 1938 an der Korrektur von 20 weiteren Romankapiteln saß (den Druckfahnen-Kapiteln), bereitete Hitler den ‚Anschluss‘ Österreichs vor, der durch den Einmarsch am 12. März vollzogen wurde. Auch Robert und Martha Musil mussten vor antisemitischer Verfolgung und nazistischem Terror ins Exil fliehen, zunächst im August 1938 nach Zürich, später nach Genf. Sofern man in dieser permanent krisenhaften Lebensphase der 1930er und frühen 1940er Jahre überhaupt noch von einzelnen ‚Zäsuren‘ in Musils Leben und Schreibprozess sprechen kann, bildet die Vertreibung aus der Wiener Rasumofskygasse 20, in der Musil über 17 Jahre gelebt hatte und mit dem dortselbst imaginierten Ambiente des ‚Mannes ohne Eigenschaften‘ umgegangen war, den wohl folgenreichsten Einschnitt des letzten Lebensdrittels, der damit schließlich auch der erfolgreichen Fortführung des Romans das Rückgrat brach, obwohl Musil die Schreibearbeit bis zu seinem Todestag aufrecht erhielt.

Stellte der Beginn des Zweiten Weltkriegs die bislang eingenommene Perspektive des Autors auf die modellhafte Geschichte Kakaniens in Frage? War durch das nun nochmals in umfassendere Gewaltdimensionen entfesselte neuerliche Kriegsgeschehen „die Wichtigkeit des Hauptwerks relativiert“ (Reniers-Servranckx 1972, S. 18)? Zumindest die Ahnung einer unvorstellbaren Übersteigerung der politischen Katastrophe und ihrer absehbaren militärischen Folgen blieb Musil nicht erspart; dies ließ ihn zweifeln an der Möglichkeit, Einschnitte wie den des Jahres 1914 noch als singuläre Ereignisse zu begreifen. Im Januar 1940, im ersten Kriegswinter des Zweiten Weltkriegs, gab Musil sich Rechenschaft über das Zeitalter der Kriege, in das seine Lebensgeschichte und Zeitgenossenschaft verstrickt war:

7.I. *Versuch*. Ich mache den zweiten großen Krieg mit. / Die ähnlichen Alters wie ich sind,.. / Ich habe verschiedene europäische „Spannungen“ mitgemacht, die beinahe zum Krieg geführt hätten. Kleinere europäische u. Kolonialkriege. Von dem Krieg 1870/71 ist fortwährend die Rede gewesen. Die Kriege 1864? (Dänemark) u[nd] 1866 konnten noch nicht dem lebendigen Gedächtnis entrückt sein. Ich erinnere mich aus meiner Kindheit der „Kosakenfurcht“ in Steyr. Der Erzählungen von meinem Onkel dem Art Gn. [i. e. Artillerie-General], der bei Königgrätz „durch und durch“ geschossen worden war. Man wohnte also auf einem Vulkan. Trotzdem stellten es die Seelen u. Geister nicht in Rechnung. (Tb I, 1005)

Musil bemüht das Bild des Vulkans, um die Gefährdung und Zerstörung zivilgesellschaftlicher Einrichtungen und Verkehrsformen durch jene Spannungen zu beschrei-

ben, die den Errungenschaften bürgerlichen Sekuritätsstrebens immer wieder den Boden entzogen. Wie schon in der Ende der 1920er Jahre konzipierten Romanpassage, welche die politischen Krisen der Vorkriegsgesellschaft und vornehmlich die österreichischen Nationalitätenkonflikte in das „Bild eines kochenden Vulkans“ (MoE, 381) gefasst hatte, abstrahiert die Naturmetapher von der historischen Zuordnung der Konflikte, ihren jeweiligen Gründen und Zielen, den Allianzbildungen und Frontlinien. In der Rückschau zieht Musil all diese Interventionen und Kriege einer sechs Jahrzehnte währenden Lebensspanne zusammen, ihre Namen und Anlässe spielen nun keine Rolle mehr. Leben in Erschütterungen, so heißt für ihn die *conditio humana* des 20. Jahrhunderts. (→ V.4 Politik u. Ideologie)

#### 4. Forschungsstand und -perspektiven

Die Bedeutung der verschiedenen stilistischen Orientierungen, Arbeits- und Lebensstationen Musils sowie des Wechsels seiner Aufenthaltsorte sind vor allem von Karl Corino (2003) in ihren biografischen und lebensweltlichen Bedeutungen gut ausgeleuchtet worden. Was die Beeinflussung seines Schaffens durch markante zeitgeschichtliche und politische Einschnitte angeht, so hat Klaus Amann (2007) erstmals eine umfassende Studie des politischen Autors Musil vorgelegt, die sowohl der Prägung durch den Kriegsbeginn 1914 wie insbesondere auch der existentiellen Gefährdung durch die Machtübernahme des NS-Regimes nach 1933 anhand der politischen Essays analytisch und dokumentarisch nachgeht. Die literarisch-ästhetische Auseinandersetzung Musils im MoE mit den wechselnden Diskursformationen und politischen Konstellationen der 1920er und 1930er Jahre skizziert Norbert Christian Wolf (2011) im Hinblick auf einzelne Figuren bzw. soziale Gruppen. Musils grundsätzlich skeptische Distanz zu ‚den Ideologien‘ seiner Zeit wurde u. a. in den Untersuchungen von Walter Moser (1980), Stefan Howald (1984) und Peter V. Zima (1986) dargelegt; eine diachrone Rekonstruktion der Entwicklung resp. des Wandels der gesellschaftsanalytischen und zeitgeschichtlichen Einschätzungen Musils steht für das literarische Werk insgesamt noch aus.

#### 5. Literatur

- Amann, Klaus: Robert Musil – Literatur und Politik. Mit einer Neuedition ausgewählter politischer Schriften aus dem Nachlass. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 2007.
- Corino, Karl: Robert Musil. Eine Biographie. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 2003.
- Honold, Alexander: Die Stadt und der Krieg. Raum- und Zeitkonstruktion in Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*. München: Fink 1995.
- Honold, Alexander: Die Wiener Décadence und das Problem der Generation. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 70 (1996), H. 4, S. 644–669.
- Howald, Stefan: Ästhetizismus und ästhetische Ideologiekritik. Untersuchungen zum Romanwerk Robert Musils. München: Fink 1984.
- Moser, Walter: Diskursexperimente im Romantext. Zu Musils *Der Mann ohne Eigenschaften*. In: Uwe Baur, Elisabeth Castex (Hg.): Robert Musil. Untersuchungen. Königstein i. Ts.: Athenäum 1980, S. 170–197.
- Münkler, Herfried: Der Große Krieg. Die Welt 1914 bis 1918. Berlin: Rowohlt 2013.

Reniers-Servranckx, Annie: Robert Musil. Konstanz und Entwicklung von Themen, Motiven und Strukturen in den Dichtungen. Bonn: Bouvier 1972.

Wolf, Norbert Christian: Kakanien als Gesellschaftskonstruktion. Robert Musils Sozioanalyse des 20. Jahrhunderts. Wien u. a.: Böhlau 2011.

Zima, Peter V.: Roman und Ideologie. Zur Sozialgeschichte des modernen Romans. München: Fink 1986.

#### 4. Zeitgeschichtlicher Kontext

*Oliver Rathkolb/Norbert Christian Wolf*

1. ‚Geistiger Umsturz‘ in der Welt von gestern: Die Vorkriegszeit in Österreich-Ungarn und im Deutschen Kaiserreich . . . . .	64
2. Zwischen den Kriegen: Erste österreichische Republik und Weimarer Republik	66
3. Gespaltene Gesellschaft und umkämpfte Demokratie . . . . .	69
4. Kanzlerdiktatur 1933–1938 . . . . .	71
5. Im Niemandsland: Nationalsozialismus und Schweizer Exil . . . . .	72
6. Literatur . . . . .	74

##### 1. ‚Geistiger Umsturz‘ in der Welt von gestern: Die Vorkriegszeit in Österreich-Ungarn und im Deutschen Kaiserreich

Die Spätphase der österreichisch-ungarischen Monarchie unter dem dominanten Monarchen Kaiser Franz Joseph, dessen „eisgrauen, kurzen, am Kinn ausrasierten Backenbart“ als Zeichen einer entindividualisierten Unterordnung nicht nur „alle Amtsdienere und Eisenbahnportiere in Kakanien besaßen“ (MoE, 83–85), sondern auch zahlreiche höher gestellte Persönlichkeiten der Bürokratie und des Militärs, war geprägt von einer Art ersten Globalisierung (ab 1850/1870–1914). Während die Jahre nach dem österreichisch-ungarischen ‚Ausgleich‘ meist als ‚Gründerzeit‘ auf die Prachtbauten der Ringstraße reduziert werden, schilderte Musil sie als „flach dahinsinkende[ ] Zeit“, deren „ölglatte[r] Geist“ jedoch einen regelrechten „Geistige[n] Umsturz“ vorbereitet habe (MoE, 54–56). Tatsächlich sprach man bereits vor dem Ersten Weltkrieg 1914 von einem ‚nervösen Zeitalter‘, so intensiv war die Belastung für die Psyche der Menschen in dieser extrem rasanten Periode, geprägt durch einen gewaltigen industriellen Boom, Explosion der urbanen Zentren, massive Binnenmigration und Auswanderungswellen aus den Zwischenräumen und Peripherien der Monarchie. (→ V.1 *Stadt*) Gleichzeitig versuchten die traditionellen Eliten aus dem Umfeld der Aristokratie, des Beamtentums und des katholischen Klerus, die gesellschaftlichen Folgen und die von breiten Kreisen erhobene Forderung nach Demokratisierung und Etablierung einer konstitutionellen Monarchie mit allen Mitteln zu verhindern oder zumindest ohne realen Machtverlust mit autoritären Mitteln zu korrigieren (vgl. dazu und zum Folgenden Musils ironische Darstellung in MoE, 87–91 u. ö.). Trotz einer Fülle von Überlegungen zur Lösung des Nationalitätenkonflikts Ende des 19. Jahrhunderts waren die herrschenden Eliten in Österreich-Ungarn nicht bereit, eine entsprechende Föderalisierung der Doppelmonarchie durchzuführen und die Tatsache zu berücksichtigen, dass die ‚Deutschen‘, aber auch die ‚Ungarn‘ in ihren jeweiligen Herrschaftsbereichen zahlenmäßig in der Minderheit waren bzw. nur über relative Mehrheiten verfügten.